Daniela Danz

Lange Fluchten

Roman

Wallstein

Leseprobe (Kapitel I und Kapitel III) aus:

Daniela Danz
Lange Fluchten
Roman

ca. 140 S., geb., Festeinband
ca. 18,90 € (D); ca. 19,40 € (A)
ISBN (Print) 978-3-8353-1841-0
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2955-3
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2956-0

Erscheint im Februar 2016

Die Autorin

Daniela Danz wurde 1976 in Eisenach geboren und studierte Kunstgeschichte und Deutsche Literatur in Tübingen, Prag, Berlin und Halle, wo sie über Krankenhauskirchenbau promovierte. Sie arbeitet als Autorin und Leiterin des Schillerhauses in Rudolstadt, lehrt an der Universität Hildesheim und lebt mit ihrer Familie in Kranichfeld.

Daniela Danz

Lange Fluchten

Roman

WALLSTEIN VERLAG

I

Man kann die Luft schneiden, der Rauch steht in dem engen Raum. Die Trophäen an der Wand starren im Dunst. Sie scheinen ohne System angeordnet: verschiedene Geweihe, auch ganz unbedeutende, eine größere Menge Fangzähne auf einer an die Wand geklebten Plastikschiene, Hasenpfoten und eine schüttere Lunte. Auf dem Spind umgekippt eine präparierte Amsel, darüber ein abgeschnittener Gänseflügel, der lange nichts mehr entstaubt hat. Die Jacke an einem Fleischerhaken, eine halbe Wurst an einem anderen, ein 10×42 Dachkantglas, ein Regalbrett mit ein paar Büchern: *Amanns Kerfe* und *Bodenpflanzen des Waldes*, ein tschechisches Ornithologielexikon, etwas Geologie, Krimis und Romane, ein verschweißter Bildband über den Zweiten Weltkrieg und ein serbokroatisches Wörterbuch. Auf einem klebrigen Tisch zwischen Papieren und leeren Verpackungen ein Gurkenglas voller Kippen und Asche. In einem Sessel daneben sitzt er. Er sieht aus dem Containerfenster auf ein paar Sträucher, eine Sandkiste, die schief hängende Schaukel, den roten Lada Niva. Er raucht. Die verdreckten Stiefel noch immer an den Füßen, die Filzweste über dem Hemd. So sitzt er seit Stunden, seit er am Morgen aus dem Wald gekommen ist. Im Kühlschrank ist nichts. Seine Frau hat das untere Geschoss des Containers aufgegeben, ist mit den beiden Jungen in die oberen zwei Räume gezogen. Die haben Fenster nach Westen und Osten. Oben hat sie einen eigenen Kühlschrank. Überhaupt hat sie einiges, was man zum Leben braucht, einiges mehr als er. Vorhin, als er kurz austreten war, hatte es in der nebligen Morgenluft nach

gebratenem Schinken gerochen. Er war zwanzig Stunden im Wald gewesen, ohne zu essen. Aber hoch konnte er nicht gehen. Die Jungen sollten ihn so nicht sehen. Die mussten erst in die Schule. Dann konnte er hochgehen, essen, vielleicht etwas schlafen. Schlaf brauchte er nicht viel.

Sieh, das ist die eine Möglichkeit. Wir könnten auch zurückgehen bis zu der Stelle, an der es abbrach, das alte Leben. Oder waren es viele Stellen? Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt.

Er sieht nach dem Regal, er könnte die Kiste mit den Fotos herunterholen. Fotos des Lebens, das er hatte. Kindheit, ja, er hat eine Kindheit gehabt, aber was hatte er getan in all der Zeit? An den langen Nachmittagen, den dunklen Abenden im Winter und in den hellen Nächten? Hatte er im Dickicht gesessen und seine Kindheit geträumt, das würde erklären, warum sich nichts fand, was ihm darüber Auskunft geben konnte, ob er nur als Träger altmodischer Hosen herumgelaufen war oder was ihn beschäftigt hat? Keine Postkarten, keine Liebesbriefe, nichts. Urlaubsbilder, Ostsee, Tschechoslowakei, Harz. Dann setzt seine Erinnerung ein: der Sommer, als er sechzehn geworden war und den Mopedführerschein bekam. Wacklige Bilder mit Blitzlicht von nächtlichen Partys, sein Freund Henning mit Glatze, weil er eine Wette verloren hatte. Dann ein Bild von seiner Vereidigung, ein paar Posen mit dem G3. Bilder von seinen Söhnen, Bilder von Urlauben – Spanien, Österreich, Ostsee. Ein Bild, auf dem er hier auf seinem Sofa im

Container sitzt und ruhig in die Kamera sieht, um ihn Kartons, es muss kurz nach dem Einzug gewesen sein. Wer hatte ihn da fotografiert? War er da noch ganz? Zumindest hatte er einen Beruf, den einzigen Beruf, für den er gemacht war: Soldat. Soldat auf Zeit, und sie war abgelaufen, die Zeit. Nun war er Zivilist. Oder sollte es sein. Damals als sein Großer geboren wurde, hatte er es probiert, und tatsächlich, sie hielt, die Illusion, eine ganze Weile: einfach ein Mann sein, ein Mann mit Familie. Es gab einen Traum, den er in den letzten beiden Jahren vier Mal geträumt hatte, immer genau gleich: Er rennt über eine Feuertreppe aufs Dach einer Fabrikhalle, seine Söhne auf dem Arm, sie sind noch klein, und hinter sich hört er die Verfolger, und er will diesen Moment ausdehnen, dieses Gefühl, die Kinder zu retten, das Rechte zu tun, überhaupt ein Gefühl zu haben. Will es bis auf die Spitze treiben und wirft die Jungen über die Dachkante nach unten. Den Rettern zu, die dort sein müssen. Erst den einen, dann den anderen, damit sie in Sicherheit sind und er die Verfolger aufhalten kann. Aber als er sich zu den Verfolgern umdreht, ist da niemand, nur Wind. Und Anne kommt in einem Cocktailkleid mit einer Gruppe Feiernder aufs Dach, und sie lachen und es ist Silvester. Und ihn graut, ihn graut so sehr, dass er aufwacht. Er versucht wieder einzuschlafen, um über die Dachkante hinuntersehen zu können, seine Söhne zu sehen, es war ja nicht hoch, ein paar Meter vielleicht. Aber er schläft nicht mehr ein, und alles bleibt wahr. Sie leben im Raum über ihm, ja, sie leben, aber nicht durch ihn, nur trotz ihm, und die zwei Meter zwischen ihm und ihren Betten sind so weit wie irgendwas sonst auf der Welt.

Die Schaukel vorm Fenster hängt da ohne Bewegung, ihm ist schlecht, er holt sich ein Bier aus dem Kasten, um etwas im Magen zu haben. 6.50 Uhr. Jetzt würde Anne im Schlafanzug die Brote für die Jungen in die Schultaschen stecken und warten, bis sie ihre Jacken und Schuhe angezogen hatten. Ihre Haare nur lose zusammengebunden. Man könnte sie lieben, es liegt gewiss nicht an ihr. Sie ist schön mit ihrer durchsichtigen Haut und den kühlen Augen, ordentlich, ein durch und durch ordentlicher Mensch. Und ihre Haare haben den Geruch all der Dinge, die echt sind: Sommerhitze, Küchendunst oder rauchige Herbstluft, wenn sie hereinkommt vom Wäscheaufhängen. Früher, wenn er mit ihr geschlafen hatte, rochen ihre Haare am anderen Tag noch nach ihnen beiden. Neulich hat er in der Stadt zwei fremde Beine unter einem engen Rock gesehen, fest und mit sicherem Tritt gingen sie die Straße entlang, er sah den straffen Wechselschritt unter dem Rock. Das schien ihm kurz wie der unbewachte Einlass in die Liebe, der über die Feuertreppe. Hochrennen, reinstürmen, einnehmen. Er wollte nicht das Gesicht der Frau sehen, nichts sonst von ihr, er wollte nur das Gefühl behalten. Ging hastig zum Auto, den Takt ihrer Schritte noch im Kopf. Nach Hause, schnell, die Treppe hoch, klopfen – nein, er klopfte nicht, er hatte klopfen wollen, aber es war weg, das Gefühl. Die Schaukel hing da, genauso wie heute und jeden Tag, der Motor seines Autos tickte nach, und er wusste nicht mehr, was er gewollt hatte. Immerhin kam Wut in ihm hoch, mit der er gegen ihre Tür trat. Sie öffnete nicht, vielleicht hatte sie schon Angst vor ihm oder glaubte, er wäre wieder betrunken.

Er hört Wasserrauschen. Was soll werden aus diesem Tag, der wie eine üble Wüste vor ihm liegt? Schlafen. Aber er kann es nicht, in ihm rennt etwas, rennt und dreht sich. Und die Schaukel hängt einfach vom Baum herunter. Seit dem Abend, als er sich an eines der Seile gehängt hatte und daran schaukelte und brüllte und hinter dem Containerfenster seine Familie stand, beschämt, wie er wohl bemerkte. Wann hatte er ihn bekommen: diesen ersten Riss, einen Haarriss? Etwas läuft seitdem aus ihm heraus, einfach fort. Er denkt daran, wie Anne eine Vase hochheben und untersuchen würde, wo sie undicht war. Sie würde den Riss nicht finden, aber die Wasserlache immer wegwischen. Sie konnte ein Leben leben, bei dem alles, was schiefging, wieder gerade wurde. Alles, was bei ihm schief wurde, blieb schief, keiner konnte das wieder richten. Auch diese Schaukel, wie sie da schief hängt, gehört offenbar zu seiner Welt, sonst wäre sie von Anne schon längst wieder gerade aufgehängt worden.

Jetzt Schritte auf der Treppe, die Erschütterung des ganzen Containers, weil die Jungen wieder versuchen, nebeneinander zu rennen. Immer stürzen sie so die Treppe hinunter. Immer mit diesem Geräusch, das nur er kennt, weil hier unten sonst niemand ist. Aber was soll er sagen – dass es ihn wahnsinnig macht? Jetzt rausgehen, sagen, dass es ihn wahnsinnig macht. Er drückt den Rest seiner Zigarette aus. Hört von draußen den Klingelton dieser diabolischen Mickey-Mouse-Melodie. Der Große sagt: »Alex? Ja, ich bin schon los.« Er hat eine schöne Stimme bekommen. Er braucht seinen Vater nicht mehr. Der Kleine hat ihn nie gebraucht. Er sinkt tiefer in den Sessel und steckt sich eine neue

Zigarette an. Wenn Anne jetzt auch losfahren würde, könnte er hoch und nachsehen, was sich zu essen fände.

Ich gehe ins Gras. Es ist hoch, geht mir bis zur Hüfte, Gänge darin, Höhlen, es führt mich irgendwohin, und ich soll folgen, ich folge, und es ist warm und Bienen fliegen. Ein Hase flüchtet, ich will mich hinlegen, aber es führt immer ein Gang weiter. Die Gänge sind schmal, und ich trete die langen Halme nieder. Ich sollte zurückgehen, die Wiese ist unter allem Summen totenstill, gespenstisch. Etwas lauert. Ich fasse nach der Pistole. Ich sollte umkehren. Zirpen. Ich sehe am Waldrand eine Kanzel, ein sicherer Ort. Ich klettere die Leiter hoch, die Tür ist nicht verschlossen. Ich öffne sie, sehe Füße, eine braune Cordhose. Ein Mann liegt auf dem grünen Teppichboden, er schläft. Race Cup Freestyle steht auf der Jacke. Die Sonne zeichnet durch die Bretterwand schmale Streifen auf sein Gesicht. Ich betrachte immerfort das Muster an seinen Schläfen. Die warme Sonne, Zirpen aus der Wiese, eine Biene. Ich steige auf in die Luft und höre mich summen. Ich fliege zurück zu meinem Stock, kilometerweit mit schweren Beinen. Ich summe.

Der Anlasser ihres Autos muckert, er hätte danach schauen sollen, schon seit Wochen. Jetzt. Jetzt rausgehen und das richten. Aber sie wird es schon hinkriegen. Ihm ist, als habe sich die Schaukel eben bewegt. Er war schon zu oft nicht zur Stelle gewesen, wenn sie ihn brauchten, das ist es. Nach fünf Versuchen springt der Motor endlich an. Er atmet auf. Sie fährt weg, alles ist plötzlich leicht. Vielleicht ist sie das Problem und nicht

er. Er geht hoch, brät sich ein paar Eier, schaltet den Fernseher an, die Welt ist noch da, man kann in sie zurückgelangen, er fühlt in den Beinen Müdigkeit aufsteigen.

[…]

III

Am andern Morgen klopft Anne an der Tür, er solle sie rauslassen. Was das jetzt wieder soll, und er sehe schlimm aus. »Du siehst schlimm aus«, sagt sie, nicht vorwurfsvoll und nicht mitleidig, sondern mehr so, als würde sie ein Tagebuch über ihn führen.

Sie sagt, dass sie bei Henning neue Metastasen festgestellt hätten und es jetzt in die dritte Runde ginge. Es sehe nicht gut aus. Er hört das alles im Liegen an, steht dann auf, schiebt sie, weil sie noch immer in der Tür steht, beiseite und setzt sein Auto zurück. Dann legt er sich wieder hin. Sie steht unschlüssig in der Tür, er sieht sie von der Couch aus an: Eine Frau steht in seinem Zimmer, eine gutaussehende Frau, die die Nacht über geschlafen hat und nun klar im Kopf ist, ein bisschen traurig oder müde. Eine patente Frau, mit den zwei halbwüchsigen Jungen ganz allein, so ein Pech mit dem Mann.

»Na?«, fragt er auffordernd.

»Im Kühlschrank ist noch was von gestern Abend.«

»Ich weiß.«

»Hast du Post bekommen?«

»Du leerst doch den Briefkasten.«

»Ja, du hast Post bekommen. Was stand denn drin?«

»Dass ich zum Versorgungsamt gehen soll. Aber ich geh nicht hin.«

Sie sieht aus dem Fenster, er folgt ihrem Blick. »Ich will heute die Schaukel reparieren.« Er sagt das, als würde er jeden Tag ein neues Projekt in Angriff nehmen, heute die Schaukel, morgen den Schuppen. Als hinge die Schaukel nicht seit zwei Jahren so vor seinem Fenster.

»Für wen willst du die denn reparieren?«

»Für die Jungen.«

»Die schaukeln nicht mehr.«

»Dann für ihre Freunde.«

»Hast du hier schon mal Freunde gesehen? Die treffen sie doch nicht hier …«

»Weil sie sich für ihren Vater schämen müssen«, setzt er ihren Satz fort.

»Weil sie kein eigenes Zimmer haben.«

»Genau, weil sie kein Zimmer haben, weil ihr Vater es nicht schafft, diesen Rohbau da drüben bewohnbar zu kriegen.«

»Das wollte ich doch gar nicht sagen. Ich hab doch auch keine Zeit, mich zu kümmern. Wir machen eins nach dem anderen. Jetzt warten wir erst mal ab, was der Arzt sagt.«

»Ja«, sagt er knapp, »dann warten wir erst mal noch den dritten, vierten und fünften externen Gutachter ab und wissen in acht Jahren, dass ich nur ein bisschen komisch bin und es schon als Kind war.«

Sie schluckt. »Ich will ja nur, dass du Ruhe findest.«

»Ich auch«, sagt er und dreht sich zur Wand. »Wirklich.«

Sie breitet die alte Wattejacke über ihn. Er drückt sich

tief in die Polster, um nicht loszubrüllen. Diese unendliche Engelsgeduld! Diese Rücksichtnahme und Vorsicht! Sie sollte ihn rausschmeißen. Ihm drohen. Irgendwas!

Immerhin, sie geht. Als sie raus ist, ist im ersten Moment wieder alles leicht. Er hat für den Moment das Gefühl, den Faden seines Lebens wieder in die Hand zu bekommen. An Susa denkt er noch einmal, sie wird jetzt schon im Bett liegen. Seine Wut ist er noch immer nicht losgeworden, er könnte sie anrufen und mit ihr streiten. Er sucht sein Handy, findet es endlich oben in der Küche. Die Jungen scheinen noch zu schlafen. Ihre Freunde bringen sie also nicht mit hierher. Ob der Große schon eine Freundin hat? Er hat darüber noch nie nachgedacht. Warum nicht, er selbst hatte schon eine mit zwölf. Was man damals so Freundin nannte. Ihn befällt eine kleine Zärtlichkeit für den Großen, wie er da in seinem schlaksigen Körper eine Ecke sucht, sein wachsendes Ich auszustrecken, und wie er überall aneckt: ans Testosteron, an Noten, an das Rätsel Mädchen, vielleicht auch an seinen Vater. Er würde gern die Tür einen Spalt öffnen, aber er traut sich nicht. Es ist schon schlimm, dass die Jungen kein eigenes Zimmer haben. Und was haben sie nicht alles versprochen bekommen, wenn das neue Haus mal fertig wäre, um sie damals aus G. hierher zu locken. Seitdem war der Faden abgerissen, er wusste nicht, ob sie hier eigentlich Fuß gefasst hatten, ob sie Freunde hatten. Der Große fuhr alle paar Wochen seine alten Freunde besuchen. Ob Anne sich auskannte in ihm? Wie kann das eine Frau können, in einem angefangenen Mann? Ach, er würde so gern die Zeit zurückdrehen. Nur das, sonst nichts. Nicht mal für sich, aber

für diese drei Menschen, mit denen er lebte. Nur wohin zurück, wo hatte sein Leben angefangen wegzurutschen? Als er nicht in den Einsatz konnte, nur wegen eines idiotischen Aussetzers. Danach war alles doch wieder normal geworden, zwei Söhne, genug Geld, eine Leben zwischen Kaserne und zu Hause. Er hatte auch als Kind keine Probleme mit seinen Eltern, nichts, was nicht völlig normal gewesen wäre. Natürlich kann man jeden Charakterzug als Schaden ansehen. Damit verdienen ja manche Leute ihr Geld. Aber bei ihm war da nichts, eine strenge Kindheit. Aber das würde er jetzt sogar verteidigen. Und danach waren die Mädchen wichtig, der ganze Körperkram. Wie wäre er froh, wenn er jetzt noch ein Stück davon hätte. Zeit hatte er in seiner Kindheit gehabt, er war tagelang im Wald gewesen, ziellos allein umherstreifend. Immer schon zum Leidwesen seines energischen Vaters, für den er nichts als ein Schwächling war. Als er neun war, ein Kind, ein richtiges Kind, hatte er einen Ast mitgebracht, mehrfach gegabelt und verzweigt: ich habe den Hirsch erlegt, hatte er gerufen, und seine Enden vorgezählt. Sein Vater hatte ihn ernst angesehen, war in den Keller gegangen, hatte seine Mauser aus dem Schrank genommen und durchgeladen. »Willst du?«, hatte er gefragt. Für den einzigen Sohn seines Vaters war das keine Frage, es war eine Anweisung. Sie waren hinaus aufs Feld gegangen. Er hatte die ganze Zeit an den Rückstoß gedacht, der ihm von einem bloßen Luftgewehrschuss an einer Schießbude schon als der schmerzvollste Schreck seines Lebens in Erinnerung war. Er hatte den Schmerz mit der geschätzten Schusskraft der Mauser potenziert. Der Vater hatte etwas erklärt, aber er hatte nicht zuhören können. Es

gab so vieles gleichzeitig, und er wusste ja, es würde schrecklich werden. Er hatte die Mauser angesetzt, sie tief in die Schulter eingezogen und abgedrückt, als sein Vater schrie: »Tiefer!«, und der Schuss knallte, während er den Rückstoß fast gar nicht merkte. Nur die Schwere des Gewehrs oder der plötzliche Widerwille, es festhalten zu müssen. Jedenfalls hatte er es wie ein glühendes Eisen fallenlassen. Sein Vater hatte getobt: weil er seine Mauser hatte fallen lassen, weil er den Schuss auf Kopfhöhe statt ins Gras abgegeben hatte, weil er nicht sein Sohn sein könne.

Er steht am Küchenfenster und merkt, dass selbst diese zu seiner Qual so oft hervorgeholte Erinnerung ihn nicht mehr schmerzt. Wieder ist etwas tot, als stürben allmählich alle Nerven, alle Empfindungen in ihm ab. Weswegen war er hochgekommen? Er will jetzt wieder schnell nach unten, ehe die Jungen aufwachen. Ach ja, das Handy. Er sieht es auf dem Kühlschrank liegen. Das hätte sie ihm vorhin auch sagen können.

Eine neue Nachricht. Stimmt, er hat seit gestern Abend nicht mehr danach gesehen: »hab dich gestern auf dem fest gesehen, aber dann warst du weg.« Wer schreibt das? »hätte gern mit dir in alten zeiten geschwelgt. robert.fschjgbtl.373« Robert? Er kennt keinen Robert. Oder doch? Robert Block. Aber wie kam der zu Thomas? In alten Zeiten schwelgen – ein seltsamer Ausdruck. Nie würde er das sagen. Wie hatte ihn Robert überhaupt wiedererkannt? Ein paar Bilder tauchen auf. Er wählt den Rückruf, Roberts Stimme, ja, jetzt erinnert er sich. Fast ist es schön, und seit Ewigkeiten mal ein

normales Telefonat. Was man so redet nach Jahren Funkstille, es gelingt ihm, alle Klippen zu umschiffen. Robert will ihn einladen zu einem Ausflug. Noch so ein Ausdruck. Ein Ausflug, übernächstes Wochenende, warum nicht.

Dann ruft er jetzt auch gleich Henning an, nicht lange überlegen, einfach anrufen. Hennings Stimme klingt fremd, er merkt, wie er nichts vom Schwung des letzten Gesprächs mit in dieses hinüberretten kann. Er würde am liebsten auflegen. Alle Fragen sind falsch: »Wie geht es dir?«

»Wie soll es mir gehen, ich hab übermorgen die nächste OP, und dann beginnt die Chemo.«

»Ja«, sagt er. Ihm fällt nichts ein. »Und Ellen?«

»Die ist mit den Kindern zu ihrer Mutter gefahren. Dass die das nicht so mitkriegen.« Kurze Pause. »Dass die mich nicht so sehen.« Wieder Pause. »Ist ein verdammt hartes Wochenende. Ich hab echt nicht gedacht, dass es wiederkommt.«

Schweigen. Er ist sich nicht sicher, ob Henning nicht sogar weint. Er hält das Handy etwas von sich, das ist zu viel. Er müsste jetzt sagen, dass er vorbeikommen will. Er nimmt das Handy wieder ans Ohr und sagt es, auch wenn er nichts so wenig will wie das. Sondern sich nach diesen ganzen Gesprächen, die ihn so unglaublich viel Kraft gekostet haben, einigeln, keinen mehr sehen. Auch keine verdammte Schaukel reparieren, die vorm Fenster genau in seinem Blickfeld hängt.

Aber wenn er sich für morgen Nachmittag verabreden würde, vielleicht hätte er sich bis dahin erholt …

Henning sagt: »Kannst du machen, wenn du willst.« Henning weiß doch, was ihn das kostet, oder er weiß es

nicht, und vielleicht gibt es bei ihm kein Kosten mehr. *Ihr habt alle Zeit Arme bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit*. Er würde das jetzt gern laut sagen, so einen Spruch, um nicht mehr immer über Persönliches reden zu müssen: ich, du, wir, wie es mir geht, wie es dir geht. Über irgendeine alte Anekdote reden, wie mit Robert eben, ein paar unverfängliche Dinge. »Na, dann«, sagt er, »bis dann.«